

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 87.

Donnerstag, 15. April.

1915.

(17. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Genning Liedemann mußte an Gardby denken, an das traute Städtchen und seine Bewohner, an das adlige Freihaus und seinen großen Garten, in dem er einst mit Brethenfraude gespielt. Er sah den alten Herrn Wilmsen vor sich und Großvater Peder, die Eltern und Kollegen, und dann — einen frischwangigen Mädchenkopf mit vollen Waden und leuchtenden Augen — Niese Meck.

Und jetzt lag die Zukunft so leer, so hoffnungslos vor ihm; ein Tag würde wie der andere dahingehen.

„Nein, nein“, rief er laut, und mit einem Sprung war er an seinem Bett und holte aus dem Strohsack eine Geldkassette — die Ersparnisse, die ihm der Better Friedrich gelassen.

Und mit glühenden Augen zählte er die harten Silberstücke. Da lag seine Zukunft, das Geld hier würde ihm helfen.

Einige Jahre, dann würde in Gardby vergessen sein, daß er gefehlt. Er würde ein kleines Geschäft einrichten und weiterstreben. Und wenn er als Herr des Freihauses auch nicht der erste Mann in Gardby werden könnte, er würde doch als fleißiger Bürger in der Heimat weilen. Und mit einem Male packte ihn bitteres Heimweh.

Er wurde aus seinem schmerzlichen Grübeln gerissen durch das ächzende Knarren der Treppe. Raun hatte er die Silberkassette in die Geldkassette geworfen, als das Schlürfen von Filzpantoffeln sich der Stube näherte und die Tür geöffnet wurde. Die alte Wirtin steckte ihren hageren Kopf mit der Raubvogelnase durch die Türspalte.

„Große Weihnacht wollt ich man wünschen —“ sagte sie mit süßlichem Näckeln, dann aber, als sie bemerkte, daß ihr Mieter rauchte, „o Gott, sehen Sie sich doch man bloß wegen der Funken vor. Nicht wahr, Streichhölzer brauchen Sie doch wirklich nicht; es ist so gefährlich.“

Genning war dieses ewige „Ramentieren“ wegen der Streichhölzer eigentlich längst müde, aber heute abend sehnte er sich danach, ein wenig zu plaudern, und er bat die alte Frau, doch nicht an der Tür stehen zu bleiben.

Und darauf schien sie gewartet zu haben; sie trat ein und verschleuchte Genning Liedemann durch langatmiges Geplapper und Geföhln über die verschwundenen guten Zeiten und die heutige neumodische Zeit, die schon Fuhrwerke ohne Pferde erfunden habe, die Grillen, aber auch die stille Weihnachtsstimmung.

Der Jahreswechsel brachte viel Arbeit. Aber Genning war unermüdlich, und Paridom Puttfarcken, der sonst nie lobte, nickte wohlgefällig und sagte: „Gut, Liedemann, ich hoffe Ihnen bald mal 'ne bessere Stelle geben zu können.“ Und da Genning wußte, daß er wegen seines Hochmuts bei seinen Gardbyer Kollegen nicht beliebt gewesen war, stellte er sich seinen Mitarbeitern in Puttfarckens Geschäft gegenüber bescheiden und freundlich. Und mit Ausnahme kleiner Reibereien

gingen die Tage und Wochen ohne besondere Zwischenfälle dahin.

Von St. Nikolai, St. Petri und St. Jakob wurde das Osterfest eingeläutet, und die warme Frühlingssonne warf ihre freundlich gelben Strahlen auch auf die düsteren Straßen Hamburgs. Die Alleeen am Jungfernstieg trugen schwellende Knospen, und der „Hamborger Börger“ setzte den hohen Zylinder auf, Madama band sich den steifgeplätteten Klappenhut um das wohlgenährte Gesicht, und man machte den ersten Spaziergang, freute sich, daß die Sonnenstrahlen mit den leichten Wellen spielten, beobachtete die vornehm ziehenden Schwäne und warf hier und da einem Bekannten ein halb würdevolles, halb vertrauliches „Servus, Servus, go'n Dag of“, zu. Man bewunderte von neuem den wichtigen Bau der Börse, welcher im Dezember des Vorjahres beendet war, und sprach über das große Einweihungsfest der Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn, welches am 5. Mai stattfinden sollte.

Der April ging dahin. Der Mai hielt mit sonnigen Tagen seinen Einzug.

Genning war, da er am nächsten Tage, am Himmelfahrtstag, erst später ins Geschäft zu gehen brauchte, noch ein paar Stündchen „buten Dammthor“ spazieren gegangen und erst gegen Mitternacht heimgekommen.

Als er eben erst im Bett lag, hörte er plötzlich das Rasseln und Rufen der Wächter, die Signalküsse der Soldaten, das Läuten der Sturmglocken — Feuer.

„Na, brennen lassen“, dachte Genning und drehte sich müde auf die andere Seite.

Im Halbschlaf hörte er nachher das bekannte Schlürfen der Filzpantoffeln. Einmal war es ihm, als luge seiner Wirtin Vogelkopf durch den Türspalt.

Und als die Sonnenstrahlen nur noch die obersten Spitzen der Kirchtürme beleuchteten, wurde Genning durch lautes Rufen geweckt. Die Alte hatte es nicht länger abwarten können, ihrem Mieter die Neuigkeit zu berichten.

„Herr, Herr Liedemann, denken Sie doch, großes Feuer in der Deichstraße, sie sagen, die Engländer haben es mit ihren neumodischen Streichhölzern angestekt.“

Genning rief sich schlaftrunken die Augen.

„Engländer? — Streichhölzer — dummes Zeug.“

Doch als er völlig wach geworden, hörte er unten auf der Straße lebhaftes Treiben.

„Ja, ja, ich habe es ja immer gesagt — diese Streichhölzer —“ redete die Alte weiter, „Sprichmeister Repsold ist schon seit Mitternacht beim Feuer, aber die Speicher brennen, und da ist soviel Gummi und Spirit drin. Denken Sie, übers Deichstraßenfeld ist das Feuer schon weg, und man meint, es geht jetzt auch noch nach der Steintwiete — und nun will ich wieder nach der Straße; die Leute erzählen soviel.“

Als die Alte verschwunden war, sprang Genning aus dem Bett. Deichstraße, Steintwiete? Ach was, die lagen noch ein Stückchen von Puttfarckens Geschäft und Speicher. Aber sie hatten große Mengen Schellack.

Galangawurzeln, Stodlack und Gummi Damarch auf Lager.

Genning kleidete sich schnell an und eilte auf die Straße.

„Die Sprizmeister haben Senator Hartung um politische Hilfe gebeten; sie können nicht mehr dagegen an.“

„Pah, die Feuerwehrleute sind in einen Arrakeller gefallen und haben sich betrunken“, höhnte ein anderer.

„Ach was, sie sind mit vierzig Spritzen dabei, das soll allmählich wohl helfen“, meinte ein dritter phlegmatisch.

„Ein Kutscher ist von der Kope gefallen, einem Kopenführer auf die Leichdörner“, lachte ein Junge.

Genning lief über den Fischmarkt, die Trostbrücke zur Straße „Neue Burg“. Je weiter er kam, desto stärker wurde der Verkehr. Die Menge drängte sich, läufte, schilderte. Dichte Rauchwolken qualmten zur klaren Frühlingsluft hinauf, Wagen rasselten, und doch wurde der ganze Lärm durch das Läuten der Betglocken übertönt, welche die Hamburger zur Himmelfahrtfeier riefen.

Endlich, sich Schritt für Schritt durch die Menge drängend, hatte Genning den Eingang der Leichstraße erreicht.

Er hörte das Krachen einstürzender Balken, das Knistern des Feuers, das Klappern der Spritzen, das Rischen der Wasserstrahlen, sah die sich immer neu wälzenden Qualmwolken, das tausendfache Flattern der glühenden Funken, hochragende Leitern, geschäftige Feuerwehrleute, Männer und Frauen mit geretteter Habe, und dichtgedrängt stand die gaffende Menge.

Gegen sieben Uhr morgens war es, als es durch die Gunderle raunte: „Auch die Steintwiete brennt.“

Wieder ratterten Spritzen heran. Kopenkutscher hieben auf die Pferde ein. Kommandorufe überschrien den Lärm.

„Westwind“, hörte Genning sagen, „die kriegen das Feuer nicht aus.“

„Kommt man runter und nehmt mit, was ihr fragen könnt“, rief man den Bewohnern der „Neuen Burg“ zu, die von den Fenstern aus das Schauspiel beobachteten.

„Ach, wozu haben wir unsere Feuerwehr“, antwortete man, „die wird's schon machen.“

„Sie wollen Häuser niederreißen, damit das Feuer nichts mehr zu fressen hat“, sagte einer.

„Dummheit, wer baut sie denn wieder auf?“

Langsam drängte sich Genning durch die Menge zurück, um ins Geschäft zu gehen.

Einige Angestellte waren schon im Kontor, hatten aber noch nicht angefangen zu arbeiten, sondern steckten die Köpfe zusammen und tauschten ihre Beobachtungen über das Feuer aus.

Nach und nach trafen auch die anderen Angestellten ein, und als der alte Domschke erschien, brach man das lebhafteste Geplauder ab und duckte sich tief über die Bücher.

Kurz vor Mittag kam Paridom Buttfarcken von seiner Hammer Villa vorgefahren.

„Mächtiges Feuer, he?“ wandte er sich an Domschke, „na, unsere Spritzenmeister werden's schon bewältigen. — Neuigkeiten im Geschäft?“

Der Alte verneinte, fragte aber, ob man nicht Maßnahmen treffen sollte für den Fall, daß das Feuer bis zur Bohnenstraße dränge.

„Tut's nicht, mein Vieber. Aber natürlich — also sagen Sie den Schiffen Dyckens und Baasch, die hinten im Fleth liegen, daß sie mit ihren Schuten an unsere Speicher fahren. Wenn's nötig ist, müssen wir möglichst viel einladen. Und dann — die Leute hier müssen heute im Geschäft bleiben, ich werde es mal wieder ausgleichen.“

Und Herr Paridom Buttfarcken fuhr wieder davon, während die Angestellten sich murrend ihrer Arbeit widmeten.

Draußen wurde es immer lauter. Dann und wann trat einer der Gehilfen auf die Straße, um Passanten zu fragen.

„Rödingsmarkt brennt —“

Und dann — alle springen auf — „der Turm der Nikolaiskirche in Flammen.“

Domschke erlaubte den Angestellten abwechselnd zum Essen in die nächste Wirtschaft zu gehen.

Und jeder, der zurückkam, wußte neue Schreckensnachrichten. Fortwährend zogen ängstliche Leute durch die Straße, welche zum Teil vorzeitig ihre Wohnungen im Stich ließen und ihre bewegliche Habe zu retten suchten.

Dichter Qualm bedeckte den Himmel, hier und da tönte — ein seltsam abstoßender Gegenstoß zu all dem Traurigen — der wirre Sang von Betrunknen, welche aus den brennenden Speichern noch ein Fäßchen Wein oder Arrak für sich „gerettet“ hatten.

Als Genning im Laufe des Nachmittags als einer der letzten endlich zum Essen in eine Wirtschaft am Hopfenmarkt gehen wollte, züngelten aus den Häusern rings die Flammen, am Turm der Nikolaiskirche kletterten die langen rotgelben Zungen gierig empor. In allen Regenbogenfarben schillerte das glühende Kupferdach des Turmes. Die ganze Luft war voller Aufsteigen und flatternder Funken.

Am Hopfenmarkt fand Genning keine Wirtschaft mehr im Betrieb. Er eilte ins Geschäft zurück.

„Habe noch nicht gegessen. Kann wohl schnell wieder gehen?“

„Kommen Sie aber recht bald wieder; wir werden wohl recht bald alle anfangen müssen zu laden.“

Liedemann ging über die Mühlenbrücke zur großen Johannisstraße.

In der Gaststube drängte sich alles um die Lönbank. Der dicke Wirt stand schwitzend in Hemdsärmeln da und füllte fortwährend Krüge und Gläser.

Genning sah ein, daß er auf Mittagessen lange würde warten müssen, er drängte sich vor und ließ sich Bier und Butterbrot geben. Um ihn herum tranken, fluchten und redeten die Gäste.

„Der Nikolaiturm ist eingestürzt . . .“

„Und man hat schon das Stadtschloßhaus geräumt . . .“

„Ja, wird das Feuer denn soweit kommen?“

„Pah, überoll stehen schon ganze Häuser leer.“

„Man will auch unversehrte Gebäude mit Pulver sprengen.“

„In Neue Burg haben sie schon eins zerstört.“

„Was liegt an einem einzelnen —“

„Wenn's nicht mir gehört“, lachte einer.

„Sogar in Speersort und Steinstraße rücken schon die Bewohner aus.“

„Dummheit, damit die Spitzbuben alles wegschleppen können. Ja, ja, für Schurken und Galunken ist's ein Fest heute.“

(Fortsetzung folgt.)



Man ist immer am einsamsten in großen Städten, am Gese, im Parlamente, unter seinen Kollegen; dort fühlt man sich mitunter wie unter Karben die einzig fühlende Braut. Aber im Walde fühle ich mich niemals einsam, das muß in der Natur des Waldes begründet sein. Wismar.

Grau und Geldgrau.

Auch Farben haben ihre Schicksale. Welch einen warmen Ton der Rebe, des Stolzes, der Verehrung hat plötzlich das Grau bekommen! Wie überstrahlt heute diese stille und beschuldene Farbe all die Pracht des hellen Blau, des feurigen Rot, des klaren Gelb, jener bunten Panzern, die einst Schmuck und Schönheit des Kriegers ausmachten! Ein schwarzer Haub über der Farbenwelt hat der Krieg emporgehoben und mit einer unergänzlichen Gloriosa des Ruhmes umkleidet. Die schlichte Feldgrau ist zum Symbol des gewaltigen Vorranges geworden, zum Sinnbild all des stillen Selbstums.

Aus der Kriegszeit.

Der Tunnel der Gefangenen. Von dem kühnen Fluchtversuch, den einige gefangene deutsche Offiziere aus dem Lager von Philberds bei Maidenhead gemacht haben, werden in der „Times“ nähere Einzelheiten mitgeteilt. Vor einiger Zeit zeigten einige der Gefangenen eine große Vorliebe für Gartenarbeiten, und es wurde ihnen erlaubt, hinter ihrer Behausung auf einem freien Stück Land zu graben und zu pflanzen. Große Blumenbeete legten auch bald Zeugnis von ihrem Fleiß ab. Dem wachhabenden Offizier kam aber die Sache nicht geheimer vor, und er ließ unauffällig von einigen Arbeitern unter dem Vorwand, daß sie Drainageröhren legen sollten, die Anlagen der Deutschen untersuchen. Die Arbeiter fanden heraus, daß sich unter den Beeten ein Loch befand, das in die Erde ging, und entdeckten, daß die deutschen Gefangenen einen Erdgang angelegt hatten, 8 bis 12 Meter lang, 2 Fuß hoch und 2 Fuß breit. Der Tunnel war sehr geschickt mit Holz verkleidet und innen waren Strohpolster angebracht, um Armen und Anien bei der Arbeit eine weichere Unterlage zu geben. Eine gewöhnliche Feuerschaufel scheint dazu verwendet worden zu sein, um diese beträchtlichen Erdmassen auszugraben, die dann zu den Blumenbeeten über der Erde verwendet worden waren. Die Deutschen hatten auch in dem steinernen Unterbau der großen Ziegelmauer, die das Lager umgab, ein Loch gemacht, und sie wären wahrscheinlich bald in Freiheit gewesen, wenn man die Sache nicht noch kurz vorher entdeckt hätte. Man nimmt an, daß diese ganze Arbeit von den gefangenen deutschen Offizieren während der Nacht ausgeführt wurde. Es sind mehr als 100 deutsche Offiziere im Philberds, denen etwa 40 deutsche Soldaten als Wachen beigegeben sind. Eine andere Fluchtaffäre zweier deutscher Offiziere, die viel von sich reden machte, harzt noch immer der Aufklärung. Zwei deutsche Offiziere flohen aus dem Lager von Duffryn Aled; sie hatten einen Vorrat von etwa 10 Stunden, bevor man ihr Fehlen entdeckte und als die Verfolgung durch Polizei und Soldaten aufgenommen wurde, fand man keine Spur von ihnen. Man nimmt an, daß sie sich aus dem Denbigh-Gebiet, in dem sich das Gefangenlager befand, nach der Küste gewandt haben. Vielleicht hatten sie Helfershelfer, die mit einem Auto auf sie warteten und sie rasch fortbrachten. Jedenfalls hat man sie trotz genauester Nachforschungen bisher nirgends entdecken können.

Ein Sturmangriff. Die padende Schilderung eines deutschen Sturmangriffs an der Westfront wird im neuesten Heft der „Schaubühne“ veröffentlicht: „Nach vieler, vieler Arbeit und Mühe, die das schlechte Wetter verursachten, kam der Befehl zum Sturm. Es war ein Leben und Treiben, das ich nicht ausmalen kann. Selbst an die kleinsten Sachen wurde gedacht. Tätigkeit herrschte überall; wo nicht gearbeitet wurde, fanden Belehrungen und Anweisungen über den Verlauf eines Sturmes statt. In einer großen Kalksteinhöhle, die im Glanze der neu eingebauten elektrischen Beleuchtung strahlte, ist der Regimentsstab und für den Sturm das Sanitätspersonal untergebracht. Sie sollten mehr Arbeit bekommen, als wir alle glauben. Wir sind alle guten Mutes, obwohl die Gesichter alle ernst sind. Durch den Fernsprecher kommt die genaue Zeit, alle Uhren werden verglichen. Ich spreche mit einem älteren Kameraden. Mit einem Händedruck verabschiede ich mich von manchem andern Kameraden, den ich später sterbend oder überhaupt nicht wiederseh. Wir sind von den Mannschaften nicht zu unterscheiden; auch ich trage Sturmgepäck wie sie. Pünktlich mit der Minute hat das Artilleriefeuer begonnen. Jetzt beginnen auch die schwere Artillerie und die Minenwerfer zu arbeiten. Man kann die einzelnen Schüsse kaum noch unterscheiden. Heulend kommt von der feindlichen Seite die Antwort geflogen. Du glaubst nicht, Lieber, wie gleichgültig man in diesen Augenblicken ist. Das Donnern der Geschütze verdoppelt die Energie, man hört die feindlichen Granaten nicht, man erwartet nur gespannt den Augenblick, in dem der Befehl zum Sturm kommt. Schon beginnen die Pioniere die eigenen Hindernisse wegzuräumen, um Lücken für die Sturmkolonnen zu schaffen. Da pfeift's von drüben herüber: Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Eine kurze Pause unserer Artillerie tritt ein. Die Franzosen erwarten jetzt unsern Angriff. Die Schützengräben füllen sich beim Feinde. Da bricht unsere Artilleriefeuer mit voller Wucht von neuem los. Rechts vermutet man Maschinengewehre in einem langgestreckten Erdwerk hinter starken Drahtver-

zum Abbild dieser Schlachten, die sich auf einem leeren Schlachtfeld fast in Unsichtbarkeit vollziehen, zum Abbild dieser Kriegsführung, die den Soldaten in Gräben zwingt und seine höchste Tatkraft in eine ungeheure Nervenprobe legt. Bei allen Völkern ist das Grau, diese trübe Mischung zweier Farbenverneinungen, des Schwarz und Weiß, lange mit einem Fluch belegt gewesen. Grau war ja die Dämmerung, die im ungewissen Zwielicht Tag und Nacht scheidet, grau das öde weite Meer, grau der Himmel des Winters und grau die Erde, wenn Tod und Verwesung sie überfallen haben. Wie Schillers Drache war alles „gelleidet in ein scheußlich Grau“, was Schrecken und Furcht einflößte. Grau nennt Goethe die unfruchtbare leblose Theorie im Gegensatz zu den goldenen Früchten am grünen Baum des Lebens. Welch eine traurige Einspacht von Worten nimmt von dieser Farbe ihren Ausgang: gräulich, gramig, grauig, Greis, gräulich, Grauen, Graus, Gram und grämlich, Grimm und grimmtig und wie viel anderes! Nach die Luft des Daseins gleich gesetzt mit dem Farbenprangen des Frühlings und Sommers, so wollten auch frohe, reiche, gesunde Menschen in bunter Kleidung einhergehen. Im Altertum ist Grau bezeichnenderweise die Farbe, die dem Sklaven zukommt. Der freie Mann hüllte sich selbst in höchster Trauer nicht in diesen widerwärtigen Ton. Und so blieb es im Mittelalter und Renaissance. Die ritterliche Gesellschaft freute sich an kräftigen Farben, an bunten Stickereien und lebhaft gemusterten Stoffen. Wie schweben in starken stolzen Farben die Maler der Renaissance, ein Raffael und Tizian, und diese Orgie der Farbenfreudigkeit steigert sich zum Bacchanal in den Bildern des Rubens, wird festgehalten in dem leuchtenden Blau und Rot der Hofmaler Ludwigs XIV. Nur was arm und elend war, was in erzwungener oder freiwilliger Niedrigkeit lebte, das brachte unwillkürlich die dunkle Dampfschicht seiner Gefühle in gebrochenen, unscheinbaren, schwachen Farbtönen zum Ausdruck. Und bald wurde Grau die Leidfarbe derer, die der Welt und ihren Freuden für immer entsagt hatten, der Wände und Nonnen. Die grauen Brüder, die grauen Schwestern, sie verliehen der Farbe wohl eine Stimmung des Mitleides und der Barmherzigkeit. Aber das Grau stolzen Lebensmut, kriegerische Kraft, hohen Sinn ausdrücken konnte, das wäre keinem Menschen des Mittelalters und der Renaissance in den Sinn gekommen. In England legen im 17. Jahrhundert im Gegensatz zu den üppigen Kreisen des Adels die Puritaner graue Kleidung an; die „Frommen“ und „Heiligen“ Cromwells, die mit dem Schwert in der einen und mit dem Gebetsbuch in der anderen Hand die in Samt und Seide gelleideten Kavaliers bekämpften, wählten zu ihrer Uniform die unscheinbarste und bescheidenste aller Farben.

Mit den Puritanern und Quäkern ging das Grau nach Amerika, es wurde die Farbe der Pietisten und war so stets religiös betont. In der Malerei hatte die Farbe sich allerdings unterdessen einen bedeutenden Platz erobert, indem sie in der kühlen Palette der Holländer als Gegensatz zu allen Farbenprunk auftritt. Aber wenn das Grau, wie es um die Mitte des 19. Jahrhunderts geschah, aus der Kunst ins Leben hinüber griff und zur Modelfarbe wurde, wenn es sich in Kleidung und Einrichtung allzu sehr bemerkbar machte, dann sind immer Männer aufgetreten, die auf den Widerspruch dieser Erscheinung hinwiesen, und so hat Jakob v. Falke noch in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts einen geharnischten Protest gegen die Verwendung dieses „Farbengeflüms“ erhoben. Da kam der Weltkrieg, und er schrieb das Feldgrau auf sein Banner. Zum erstenmal in der Farbhengeschichte erhielt diese nüchterne Farbe einen warmen Unterton des Gefühls, ward sie verwoben mit dem Höchsten, was Menschentum kennt, mit todeskühner Tapferkeit, mit herrlichem Opfermut. Feldgrau ist heute das schönste Kleid des Mannes, schöner als alle gleißende Pracht des Mittelalters, als all der bunte Glanz früherer Uniformen, und unsere Mäler wissen — man denke an Liebermanns letzte Portraits — dieser Farbe eine lichte Frische und zarte Feinheit abzugewinnen, die man nie im Grau vermutet. Der Feldgrau ist der Held unserer Zeit, der Liebling der Frauenvwelt; Feldgrau ist das einende Band, das sie alle umschlingt, die Verteidiger des Vaterlandes, vom Kaiser und Kanzler bis zum einfachen Soldaten. Etwas Ehrwürdiges hat die Farbe erhalten, die den Krieger gleichsam zu einem Stück der Natur macht, ihm eine Schutzfärbung verleiht wie Vögeln und anderen Tieren. Unsere Artilleristen feiern in diesen grauen Männern die Söhne einer neuen großen Zeit, die wie die Drachensaat des Jason dem Heimatboden entwachsen scheinen, um in ihm das Heiligste zu schützen. So ist das Grau von dem alten Fluche erlöst, ist im Feldgrau zur Besung einer gewaltigen Epoche geworden, und auf ewig wird diese stille Farbe mit unseren Tagen verknüpft sein, deren geheimste und tiefste Stimmung sie in einem ganz neuen unergänzlichen Sinnbild ausdrückt.

hauen. Dort schlägt Schuß auf Schuß unsrer „Schweren“ mit unheimlicher Genauigkeit in den vorderen Schützengraben, hochauf fliegen gewaltige Erdmassen, untermischt mit Pfählen und Holzstücken, wohl auch mit menschlichen Gliedmaßen. Ein Krachen, das aus dem allgemeinen Getöse nur der darauf gespannt Laufende heraushört, kündigt das Sprengen einer bis an den feindlichen Graben herangetriebenen unterirdischen Mine an. Ein Blick auf die Uhr, nur noch wenige Sekunden fehlen. Die Artillerie verlegt ihr Feuer weiter vor. „Los!“ heißt es bei uns, und die Sturmkolonne stürzt über die Leitern aus dem Graben heraus und unaufhaltsam vorwärts. . . Mit dem Kolben und mit Handgranaten haben wir es nach stundenlangem Kampfe erreicht. Mehr und mehr läßt sich die Größe des Erfolges übersehen. Eins ist gewiß: der Sieg ist unser. Die gefangenen Franzosen stecken sich Zigaretten an. Ich wollte sie einem aus dem Mund schlagen, doch da kam mir zum Bewußtsein: Warum eigentlich? Sie sind doch Männer, sie halten tapfer gekämpft wie wir, sie haben sich den Genuß reichlich verdient.“

Merkwürdige Wirkungen des Granatfeuers. Über die seltsamen Wirkungen, die die furchtbaren Explosionen des modernen Granatfeuers auf die Nerven haben können, handelt ein Aufsatz der englischen medizinischen Zeitschrift „The Lancet“. „Die Geräusche der modernen Schlacht sind so mannigfach und merkwürdig, so verschieden in Ton und Stärke die Explosionen der verschiedenen Geschosse, so neu und furchtbar die dadurch hervorgerufenen Körperverletzungen, daß die psychologischen und physiologischen Wirkungen des großen Krieges die Gelehrten auf Jahre hin beschäftigen werden. Ganz unglaublich ist es, aber durch verschiedene Beispiele gut belegt, daß manche Leute ein aufregendes Vergnügen daran finden, im Auto immer wieder die Feuerzone aufzusuchen. Auf diese Männer und Frauen wirkt der Granatenregen etwa wie auf einen Morphinisten, das Morphinum. Je mehr sie davon bekommen, desto mehr wollen sie haben. Ohne daß ein besonderer Anlaß vorliegt oder ein Zwang für sie bestünde, fühlen sie sich mit einer krankhaften Begier zu Stellen hingezogen, auf denen Schrapnells in jedem Quadratmeter Luft zu explodieren scheinen. Man beobachtet sie, wie sie in höchster Aufregung hin und her gehen oder fahren mitten unter den explodierenden Geschossen und einstürzenden Mauern. Es ist bekannt, daß Arbeiter, die auf Werften oder in Stahlwerken beschäftigt sind, ebenso wie Eisenbahner, allmählich taub gegen bestimmte Geräusche werden; sie haben sich an den monotonen Lärm, besonders wenn er ununterbrochen anhält, so gewöhnt, daß sie ihn nicht mehr hören. Diejenigen Enden ihres Gehörnervenapparates, die Tönen von einer bestimmten Höhe antworten, sind überreizt und in ihrer Funktion gestört. Der Kanonendonner verursacht dieselben Störungen, die jedoch leichter wieder vorübergehen. Es erhebt sich die Frage, ob mit den Gehörnerben dann eine organische Veränderung vorgeht. Jedenfalls sind die physischen Wirkungen des Granatfeuers auf verschiedene Individuen so stark gewesen, daß einige Fälle von unverbundenen Männern vorkamen, die Formen von Taubheit, Taubstummheit und sogar Taubstummheit verbunden mit Blindheit aufwiesen. Diese Erscheinungen waren mehr oder weniger vorübergehend. Weniger deutlich, als die Wirkungen auf das Gesicht und Gehör sind die Einflüsse des Granatfeuers auf Geschmack und Geruch. Fälle, in denen die beiden letzteren Sinne durch das Granatfeuer eine Störung erlitten, sind noch nicht deutlich und einwandfrei festgestellt worden.“

Deutscher Sprachführer für französische Soldaten. Die französischen Soldaten erhalten bei ihrem Ausmarsch an die Front einen deutschen Sprachführer, aus dem einige Stichproben — nur vereinzelte unter vielen — zeigen mögen, was für ein Deutsch ihnen darin verzapft wird. On vous donnera soupe, pain; zu deutsch: Mann sie werden geben Suppe, Brot. Où se trouve le corps d'armée? In welcher Platz ist den armée corps? Y a-t-il beaucoup de tranchées? Zu deutsch: Sind sie viel Aufgaben da? Avez-vous des enfants? Zu deutsch: Sind sie Kinder? Officiers, soldats, rendez-vous! Zu deutsch: Offizier, Soldat, strecken sie! Und so geht es weiter. Die französischen Soldaten sind bis jetzt nicht dazu gekommen, von ihrem deutschen Sprachführer den erwarteten Gebrauch zu machen. Das ist in diesem Fall ein Glück für

beide Teile. Sie wären einigermaßen in Verlegenheit gekommen, sich danach zu verständigen. Auch da kommen unsere deutschen Truppen, wie man in Frankreich selbst auch eingesteht, mit ihrem Französisch besser aus.

Kurel Steins neue Entdeckungen in Mittelasien. In einer Mitteilung an die Londoner Geographische Gesellschaft gibt der bekannte Forschungsreisende Sir Kurel Stein einen Bericht über die neuen Entdeckungen, die ihm auf seiner Expedition nach Mittelasien vom April bis zum November 1914 gelungen sind. Stein, der sich gegenwärtig in Turfan am östlichen Fuß des Himmlischen oder Tianschan-Gebirges befindet, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Überreste der alten Mauer zu erforschen, die er auf einer früheren Expedition entdeckt hat. Er verfolgte nun ihren Verlauf auf einer sehr bedeutenden Strecke und machte unter den Trümmern wichtige Funde. Die Expedition ging im April von Tunhuang aus, nachdem sie sich eine kurze Zeit hier von der anstrengenden Winterreise durch die Lop-nor-Wüste zwischen Turfan und der Nordgrenze von Tibet erholt hatte. Stein stattete einen neuen Besuch den Höhlentempeln der tausend Buddhas ab und fand hier wieder reiche Schätze geschichtlicher und kunstgeschichtlicher Art. Er folgte dann dem Lauf der Mauer etwa 400 Kilometer weit nach Osten; auf dieser ganzen Strecke ist die Mauer mit ihren Wachtürmen und kleinen Forts durch ein Gebiet geführt, das schon in alten Zeiten eine völlig unfruchtbare Wüste war. Die Bauart der Mauer ist sehr merkwürdig und darauf berechnet, den zerstörenden Naturgewalten dieser Gegend, die in einer langsam wirkenden, aber unaufhaltsamen Winderosion bestehen, Widerstand zu leisten; sie besteht aus Holzmaterial, das mit Ton- und Sandschichten zu einer sehr starken Einheit verbunden ist; dadurch, daß Jahrhunderte kein Mensch mehr in die Nähe der Mauer gekommen ist, ist noch viel von ihr übrig geblieben, und an vielen Stellen fand der Forscher an der vom Wind zerfressenen Oberfläche die deutlichsten Spuren der früher hier heimischen Kultur, Tongefäße, Münzen, Metallgegenstände u. a. so daß sich genau die Lage dieser äußersten Vorposten feststellen ließ, die einst die chinesische Grenze bewachten. Bei dem Su-lo Su-Kal macht die Mauer eine scharfe Wendung, und damit wuchsen auch die Schwierigkeiten des Weiterkommens, da nun ein großer Wassermangel eintrat. Aber zugleich mehrten sich auch die Funde; Geräte und Werkzeuge aller Art wurden aus den Ruinen der Wachtstationen ans Licht gebracht. Sie stammen alle von den chinesischen Soldaten, die während des ersten vorchristlichen und des ersten nachchristlichen Jahrhunderts an dieser traurigsten aller Grenzen sich befanden. Die Anlage der Mauer offenbart eine außerordentliche Tüchtigkeit der Ingenieure, die sich den verschiedenartigen Anforderungen des Geländes vorzüglich anzupassen wußten. Im Mai schlug Stein einen anderen Forschungsweg ein, dessen Ziel war, dem vereinigten Lauf der Flüsse Suchan und Kanchan bis nach der südlichen Mongolei hinunter zu folgen und die archäologischen Überreste zu erforschen, die sich hier fanden. Die frühe Geschichte dieses Gebietes erregte die besondere Aufmerksamkeit des Forschers, denn er stellte zweifellos fest, daß sich hier ein Teil jener weiten Gebiete befand, in denen einst die Indoskythen und die Hunnen wohnten, deren häufige Wanderungen westwärts das Schicksal Mittelasien ebenso wie das Indiens und des Westens so tief beeinflussten. Während Stein diese Forschungen in nördlicher Richtung ausführte, drang sein Mitarbeiter Kal Singh in anderer Richtung in noch völlig unerforschte Gebiete vor und fand Überreste der Mauer, die nach Norden führte, stellte fest, daß zu Anfang der christlichen Zeitrechnung bereits umfangreiche Bewässerungsanlagen hier eingerichtet waren, und unterzog die Ruinen der alten Stadt Kara-Khoto einer genauen Untersuchung. Nach ihrer Lage und ihren Überresten kann dieser Ort kein anderer sein, als „die Stadt China“, die Marco Polo erwähnt. Hier hielten sich in alten Zeiten die Reisenden, die nach der alten Mongolenhauptstadt Karakorum wollten, 40 Tage lang auf, um sich mit Lebensmitteln und Wasser für die Wüstenreise zu versorgen, auf der sie keine Quelle und keine Wohnung antreffen konnten. Stein sammelte auf dieser Reise viele wertvolle Gegenstände, buddhistische Manuskripte und Drude, sehr schöne Stuckreliefs und Freskos, zahlreiche Verträge auf Papier und Haushaltungsgeräte. Außerordentlich groß war die Ernte in Münzen und Schmuckstücken in Metall und Stein. Aus allem geht hervor, daß diese Gebiete vor langer Zeit verlassen wurden, weil die Schwierigkeiten in der Versorgung mit Wasser sich als zu groß erwiesen.